

---

# Exzellenzinitiative und Geisteswissenschaften

George Turner

Das Jahr der Geisteswissenschaften weckt Hoffnungen auf mehr Anerkennung und bessere Ausstattung der betroffenen Fächer. Ebenso werden Erwartungen mit der Exzellenzinitiative verbunden.

Zweifelsohne hat die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder – so der vollständige Name – Kräfte in den Universitäten freigesetzt und zu einem bisher nie wahrgenommenen Wettbewerb geführt. Als Zwischenergebnis ist – Stand Juli 2007 – festzuhalten: Graduiertenschulen und Forschungscluster sind bisher an 21 Universitäten bewilligt worden. Aus diesem Kreis wurden die beiden Universitäten in München und die in Karlsruhe herausgehoben. Sie dürfen sich Exzellenz- beziehungsweise Eliteuniversität nennen. Am 19. Oktober 2007 werden weitere hinzukommen. Die acht, die eine Chance hatten, sind Heidelberg, Freiburg, Konstanz, Aachen, Bochum, Göttingen sowie die Freie und die Humboldt-Universität Berlin.

Die Entscheidungen über die Graduiertenschulen und die Forschungsschwerpunkte sind ebenso zu akzeptieren wie andere Urteile über Anträge auf Förderung. Von der Politik (Bund-Länder-Vereinbarung von 2005) wurde seinerzeit entschieden, eine dritte Stufe vorzusehen, nämlich die Kür von Spitzen- bzw. Eliteuniversitäten. Das konnte den Eindruck erwecken, als erwarte man, dass es Universitäten gäbe, die als Ganze exzellent seien. Das werden selbst die drei Sieger der ersten Runde nicht für sich in An-

spruch nehmen können. Ihnen ist bisher nur bescheinigt worden, dass sie „die zeitgeistschlüpfigsten Bewerbungsanträge zu formulieren vermochten“, wie Hubert Markl, früherer Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und der Max-Planck-Gesellschaft, es treffend formuliert hat.

Das eine oder andere Fach ist an anderer Stelle mindestens ebenso gut, möglicherweise sogar besser aufgestellt. Je einmal muss eine Universität in den Bereichen Graduiertenschulen und Exzellenzcluster erfolgreich sein, bevor sie in die dritte Stufe gelangt, bei der es um den Elitestatus geht. Entscheidend ist dabei das vorgelegte Zukunftskonzept. Es ist also gar nicht über das entschieden worden, was bereits geleistet wurde, vielmehr stand das zur Debatte, was man in Angriff nehmen will. Nun ist dies bei Anträgen um Fördermittel üblich. Solche Anträge hängen auch nicht in der Luft, sondern bauen in der Regel auf Vorleistungen auf. Dennoch bleibt festzuhalten, dass Vorhaben beurteilt worden sind, nicht bereits abgeschlossene Leistungen. Deshalb ist es mindestens irreführend, davon zu sprechen, dass den Auserwählten der Elitestatus schon jetzt zusteht.

Für das deutsche Universitätssystem wird sich die Differenzierung in der dritten Förderlinie als folgenschwer, wenn nicht fatal erweisen. Ebenso wie es richtig ist, dass wir in Deutschland Hochschulen brauchen, die Anschluss an die Weltspitze halten oder gewinnen, ist es auch zutreffend, dass keine Hochschule in allen Disziplinen first class ist. Vielmehr gibt es einen bunten Strauß exzellenter Fächer an den verschiedensten Orten. Die Tatsache, dass neben den drei mit dem Exzellenzsiegel versehenen weiteren 18 Hochschulen in den beiden ersten Förderlinien erfolgreich waren, belegt dies. In der nächsten Runde wird der Kreis noch größer werden. Das ist unter anderem eine Frucht des Föderalismus. Diese Vielfalt droht zu verdorren.

## *Sogwirkung*

Wenn jetzt der Darlegung von Anträgen Finanzierungen folgen, die zwar im internationalen Maßstab bescheiden, für hiesige Verhältnisse aber durchaus spürbar sind, vor allem, wenn bereits von Spitzen- beziehungsweise Eliteuniversitäten die Rede ist, wird dies zu einem Trend zu Gunsten dieser Einrichtungen führen. Fachvertreter, die an anderer Stelle dazu beigetragen haben, dass dort ebenfalls „Leuchttürme“ entstanden sind, werden Angeboten von Universitäten aus der ersten Liga aufgeschlossen gegenüberstehen. Das kann zu einem Ausbluten anderenorts führen. Ob dies im Sinne der gerade in letzter Zeit immer wieder bemühten föderalen Struktur der Bundesrepublik liegt, steht dahin. Immerhin werden bestenfalls fünf Bundesländer Universitäten der ersten Garnitur in ihren Grenzen haben (Bayern, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Berlin und Niedersachsen). Elf Länder werden ohne Flaggship dastehen.

Weltweit bekannte und auch leistungsfähige Universitäten finden sich unvermittelt in der zweiten Liga wieder. Der Norden, wenn man von Göttingen absieht, so es denn die Finalrunde übersteht, geht leer aus; die neuen Länder ebenfalls, es sei denn, man bucht die Humboldt-Universität entsprechend. Keinesfalls soll hier einer „regional ausgewogenen“ Auswahl das Wort geredet werden. Nur gehen bei dem praktizierten Verfahren des Elitewettbewerbs Fächer und deren Leistungen an Universitäten in elf Bundesländern unter. Daran ändert auch nichts, dass es hier ebenfalls Graduiertenschulen und Exzellenzcluster gibt. Es fehlt aber an den Weihen einer dritten Stufe, der Heraushebung einer ganzen Universität. Die Wahrnehmung und Selbstdarstellung der Auserkorenen wird die anderen zu Unrecht in den Schatten stellen.

*Geisteswissenschaften nur Außenseiter*

Die Geisteswissenschaften sind bei den bisherigen Entscheidungen über Graduiertenschulen und Forschungscluster nur marginal berücksichtigt worden. Das ist angesichts des Ansatzes auch kein Wunder. Indem Verbünde und Kooperationen Kriterien waren, bedeutete dies einen Vorrang der naturwissenschaftlichen, medizinischen und ingenieurwissenschaftlichen Fächer. Nur einer der 17 bewilligten Exzellenzcluster betrifft bisher die Geisteswissenschaften. Bei den Graduiertenschulen sieht es nur unwesentlich besser aus. Auch wenn die geisteswissenschaftlichen Fächer bei der normalen Förderung durch die DFG durchaus gut abschneiden – in den nunmehr zum Maßstab gewählten Verfahren für Exzellenz landen sie auf den hinteren Rängen.

*Orchideenfächer gehen unter*

Ist es schon generell bedenklich, ganze Universitäten mit den Etiketten Elite, Exzellenz oder Spitze zu versehen, so ist das Verfahren erst recht problematisch, wenn man an die kleinen Fächer beziehungsweise die so genannten Orchideenfächer denkt. Das sind Bezeichnungen für Disziplinen, die entweder nur von einem oder wenigen Hochschullehrer/n vertreten oder an Universitäten selten gelehrt und/oder lediglich von wenigen Studierenden belegt werden. Sie machen einen beachtlichen Teil der Geisteswissenschaften aus. Als Beispiele müssen regelmäßig herhalten: Kunstgeschichte, Sinologie, Archäologie. In solchen und anderen in die gleiche Kategorie fallenden Fächern gibt es hervorragende, weltweit anerkannte Spezialisten. Einige Universitäten pflegen solche Disziplinen ganz bewusst. Sie erweisen sich zum Teil als nicht geeignet für die Einrichtung einer Graduiertenschule wegen der gerin-

gen Zahl der Doktoranden, und auch als nicht clusterfähig, weil ihr Merkmal der Einzelkämpfer ist und nicht der Verbund mit anderen Wissenschaftlern. Sie spielen nach den Merkmalen, die für die Auswahl von Eliteuniversitäten bisher angelegt worden sind, keine Rolle. Der Verweis, sie hätten die Möglichkeit, über Einzelanträge zum Beispiel bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft Mittel zu beantragen, geht am Problem vorbei. Das ist dahin hochstilisiert worden, dass Deutschland Eliteuniversitäten braucht, um international konkurrenzfähig zu sein. Der primäre Wettbewerb findet aber unter den Fächern statt. So wie der Nobelpreis grundsätzlich nicht an eine Institution gegeben wird, an der ein Wissenschaftler forscht, sondern an eine Person für eine erbrachte Leistung, ist es auch bei allen ernst zu nehmenden Rankings: Die Erfolge in den Fächern sind entscheidend. Wenn an manchen Institutionen besonders viele davon zu verzeichnen sind, erstrahlt auch die Einrichtung als Ganze – nicht umgekehrt. Legt man diesen Maßstab zugrunde, liegen die beiden Münchner Universitäten und Karlsruhe sicher gut im Rennen; aber andere tun es auch, die nach der praktizierten Methode gar keine Chance haben, weil sie bei den Anträgen für Graduiertenschulen und Forschungscluster entweder gar nicht antreten oder nicht erfolgreich sind. Deshalb darf das nicht der alleinige Maßstab sein.

### *Ranking wird Hohn gesprochen*

Etwa 30 Jahre ist es her, als die ersten Ranglisten deutscher Universitäten auftauchten. Das waren reichlich hilflose Versuche, in der Regel nach nur einem Kriterium (zum Beispiel Zitationsindex, Anzahl ausländischer Gastwissenschaftler) eine Rangfolge zu bestimmen. Mit der Zeit merkte man, dass nur fachliche Bereiche und nicht ganze

Institutionen miteinander verglichen werden können. Auch Versuche, mehrere erhobene Kriterien zu gewichten und dann ein Gesamtergebnis zu finden, scheiterten. Wie will man eine schlechte Bibliotheksausstattung und überfüllte Hörsäle, das heißt schlechte Studienbedingungen, mit einem hohen Ansehen der wissenschaftlichen Leistung der Professoren zueinander in Beziehung setzen? Erhobene Daten können für konkrete Fragestellungen (etwa Ausstattung sächlicher und finanzieller Art, wissenschaftliche Auszeichnungen und Preise, Forschungsprojekte, Drittmittel, Stipendien, Ansehen der Fakultät, Akzeptanz der Absolventen) durchaus von Bedeutung sein. Die Bildung eines Gesamturteils durch Gewichtung und Verrechnung hat sich als seriös nicht machbar herausgestellt. Das hat auch das Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) nach anfänglichen Irrwegen erkannt. Das von ihm in Zusammenarbeit mit der *ZEIT* entwickelte System der getrennt erfassten Daten ergibt Ranglisten innerhalb der konkreten Fragestellungen, also zum Beispiel welche Fachbibliothek am besten ausgestattet ist oder wo die Studierendauer besonders kurz ist etc. Der Vergleich zeigt dann, dass Fakultäten an ganz unterschiedlichen Hochschulen bei bestimmten Aspekten die Nase vorn haben. An manchen Universitäten sind es mehr als an anderen. Niemals aber ergibt sich daraus, dass eine bestimmte Zahl von erstklassigen Universitäten als Ganze existiert. Die Exzellenzinitiative mit dem Ziel „bis zu zehn“ Universitäten als Spitzeneinrichtungen zu deklarieren, tut aber so, als seien Gesamturteile möglich. Im Grunde können das CHE und die *ZEIT* ihre Arbeit einstellen, wenn sie so demonstrativ negiert wird.

### *Paradigmenwechsel*

Auch wenn die Geisteswissenschaften bei dem Verfahren nicht ganz leer ausgehen – der Maßstab und damit die Kultur der Förderung haben sich verändert. Es wird in Schools und Clustern gedacht, nicht in Individualanträgen und den Leistungen einzelner Forscher. Wenn das gewählte Verfahren richtig wäre, müsste sich aus der Addition der Graduiertenschulen und Forschungscluster die ideale Universität ergeben. Letztlich sind die Entscheidungen in der dritten Stufe nicht mehr nur nach Kriterien getroffen worden, wie Gutachter sie anlegen. Das war zweifelsohne bei denjenigen über die Schools und Cluster der Fall. Die Entscheidung über so genannte Zukunftskonzepte war im Grunde eine politische, die allerdings unter der falschen Flagge der Wissenschaftlichkeit getroffen wurde. Die Politik blieb dabei ausgesperrt, was ja zu erheblichen Missstimmigkeiten geführt hat. Nur war die Politik nicht konsequent genug, das Verfahren zu stoppen. Indem in jener ersten Runde drei Universitäten ausgewählt wurden, wird der Eindruck erweckt, dies sei gewissermaßen die erste Kategorie und alle weiteren seien davon abgestuft zu sehen.

### *Fallbeil statt fließender Grenze*

Bei der Auswahl einer kleinen Zahl von Spitzenuniversitäten entsteht der Eindruck – oder wird durch die Berichterstattung erweckt –, dass eine deutliche Zäsur zwischen den Universitäten feststellbar ist. Dass aber gerade keine klare Trennlinie existiert, wird belegt durch die Tatsache, dass Graduiertenschulen und Forschungscluster an vielen Universitäten bewilligt worden sind und voraussichtlich werden. Es gibt also nicht etwa einen Qualitätsunterschied derart, dass nur an den drei ausgewählten und weiteren, die

hinzu kommen, Exzellenz vorhanden wäre beziehungsweise zu erwarten ist. Auch andere Universitäten haben Hervorragendes zu bieten. Wenn an bestimmten Plätzen mehr als an anderen wahrnehmbar ist, liegt ein quantitativer Unterschied vor. Dies kann aber nicht zu dem Schluss führen, dass die Zuordnung zu einer Gruppe wie ein Fallbeil wirkt. Exzellenz gibt es an vielen Universitäten – allerdings mal mehr, mal weniger.

### *Planwirtschaft lässt grüßen*

Sachgerecht wäre es gewesen, die dritte Förderlinie gar nicht vorzusehen. So wirkt das Verfahren planwirtschaftlich. Und das ist auch kein Wunder. Gestartet wurde es nämlich Anfang 2004 von der damaligen Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn, SPD, mit der absurden Vorstellung, eine Spitzenuniversität neu zu gründen. Im Lauf der Diskussion kam dann eine Auswahl von fünf aus dem Kreis der bestehenden Universitäten ins Gespräch, letztlich gab es die Vorgabe „bis zu zehn“ – als ob man eine solche Zäsur willkürlich vornehmen kann. Spitzenuniversitäten werden nicht ernannt, sondern entwickeln sich. Dies kann nur organisch verlaufen. So ist es auch in der Geschichte der uns ständig als Vorbild vorgehaltenen US-amerikanischen Eliteuniversitäten gewesen. Sie sind weder vom Himmel gefallen noch durch wen auch immer in den Adelsstand erhoben worden. Sie haben sich entwickelt – step by step.

Bei uns besteht die Gefahr, dass eine feste Zahl ein Gütesiegel bekommt und alles andere zum Rest wird. Dies entspricht weder deutscher Universitätstradition noch den Gegebenheiten. Es wäre das Produkt einer im Grunde wissenschaftsfeindlichen Politik.

### *Versäumnisse der Rektorenkonferenz*

Den Politikern in Bund und Ländern musste klar sein, dass es Verlierer unter den sechzehn Ländern geben würde, als sie sich darauf einließen, dass „bis zu zehn“ Universitäten als Ganze gefördert werden sollten. Auch die Universitäten haben es versäumt, rechtzeitig auf die Tücken des Verfahrens aufmerksam zu machen. Bei der Hochschulrektorenkonferenz hat das sehr persönliche Gründe: Der Präsident war zu der Zeit, als man den Finger hätte heben müssen, zurückgetreten. Der amtierende Vizepräsident und ein anderes Mitglied des Präsidiums, der sonst seiner Stimme Nachdruck zu verleihen versteht, waren mit ihren Universitäten (Aachen und Heidelberg) unter den zehn in der Vorrunde. Warum sollten ausgerechnet sie das Verfahren in Frage stellen. Andere, deren Institutionen nicht mehr im Rennen waren (in der ersten Runde waren von 27 Universitäten aus zehn Ländern zehn in die Vorauswahl gekommen), hätten sich bei einer Intervention den Vorwurf gefallen lassen müssen, schlechte Verlierer zu sein.

### *Ein gemeinnütziges Modell*

In München ist eine gemeinnützige Exzellenz-Stiftung zur Förderung der Max-Planck-Gesellschaft gegründet worden. Sie soll Mittel bereitstellen, um die Spitzenforschung der Max-Planck-Gesellschaft schnell und flexibel zu unterstützen. Dort, wo staatliche Mittel nicht ausreichen oder das gesetzliche Regelwerk hinderlich ist, will die Stiftung eingreifen, um ohne großen Aufwand erstrebte Ergebnisse zu erzielen, wie zum Beispiel die drohende Abwanderung eines Spitzenforschers ins Ausland zu verhindern oder Nachwuchsforschern eine Perspektive zu eröffnen. Die Stiftung will unmittelbar und schnell reagieren. Dabei ist erklärtes

Ziel, nicht etwa den Staat aus seiner Verantwortung zu entlassen. Es soll gezielt dort die Forschung unterstützt werden, wo entweder die öffentlichen Mittel nicht ausreichen oder die einzuhaltenden Verfahren zu lange dauern. Nur erstklassige Qualität garantiert den Wissenschaftsstandort und damit die Zukunft des Landes und seiner Bewohner. Zwar ist die Spitzenstellung der Max-Planck-Gesellschaft national unbestritten. Je mehr es gelingt, international anerkannte Wissenschaftler für sie zu gewinnen, desto deutlicher wird, dass dies auch im globalen Wettbewerb gilt. Die Exzellenz-Stiftung zugunsten der Max-Planck-Gesellschaft unterstützt diese dabei, mit zusätzlichen Mitteln neue Möglichkeiten zu eröffnen und innovative Wege jenseits öffentlicher Mittel zu gehen. Denn: Spitzenforschung braucht auch private Förderer. Nicht zuletzt nimmt dadurch das allgemeine Bewusstsein zu, wie wichtig die Wissenschaft für das Land ist.

Die Stiftung zur Förderung der Max-Planck-Gesellschaft hat bereits ihren ersten Erfolg zu verzeichnen: Mit ihrer Hilfe ist es gelungen, den Nobelpreisträger Theodor W. Hänsch davon abzuhalten, ein Angebot aus den USA anzunehmen.

### *Ausblick*

Das Anliegen dieses Bandes ist es, positive Perspektiven für die Geisteswissenschaften aufzuzeigen. Begründet werden sollte, warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben. Es ist nicht so, dass sie keine haben; die Frage ist, ob es eine angemessene sein wird. Die Exzellenzinitiative ist nicht geeignet, den Geisteswissenschaften einen höheren Stellenwert einzuräumen. Sie wird auf direktem Wege keine positiven Auswirkungen auf sie insgesamt haben, allenfalls indirekte. Das gilt vor allem wegen des mit dem

Verfahren einhergehenden Paradigmenwechsels. Gleichwohl ist folgender Effekt denkbar: Die öffentlich gewordene Problematik und Kritik lenken die Aufmerksamkeit auf die Geisteswissenschaften, machen dadurch auf ihre Bedeutung im Zuge von Orientierungsleistungen für die Zukunft sichtbar und führen zu einer erneuten Korrektur in der Förderpolitik. Ein teurer Umweg – wie so oft in der Hochschulpolitik.